Sterbender Sommer

Autor(en): **Hossman, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 38

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645680

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38
XVI. Jahrgang
1926

Bern
18. September
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Sterbender Sommer.

Von Fr. Hoßmann.

Der Sommer schlürft aus seinem goldnen Becher
Vergrämt den letzten schlummerschweren Trunk
Und setzt sich stumm, ein lebensmüder Zecher,
Auf einen moosumgrünten Tannenstrunk.

Mohnblüten hangen welk am Binsenhute.
Ein brauner Falter schwankt auf seinem Kranz.
Im Auge, das auf reifen Aehren ruhte,
Erlischt der warme, sammetweiche Glanz.

Noch einmal streift er, schläfrig und versonnen,
Der Stoppelfelder öde, weite Flucht.
Er neigt sein Haupt, von Abendglut umsponnen,
Und tiefe Nacht senkt sich auf Grat und Schlucht.

Kaum grüßt der erste Sonnenstrahl die Firne,
Erscheint der junge Herbst am Waldesrand.
Er küßt dem stummen Greis die welke Stirne
Und nimmt den Stab ihm leise aus der Hand.

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger. 13

In einer Anwandlung von Galgenhumor verstieg er sich dann gewöhnlich in den Gipfel des mächtigen Brunnen-Nußbaumes gegenüber dem Adlerwirtshause, dessen herabhängendes Geäst von einer Zaunstange aus leicht zu erreichen war, und stieß von Zeit zu Zeit ein mark- und beindurchdringendes Schafgemecker aus. Während sich darauf die ahnungslos beim Jaß sitzenden Wirtshausgäste wütend herausdrängten und unter Ausstoßung der schrecklichsten Drohungen alle Gassen und Winkel nach dem Störenfried absuchten, hielt sich dieser säuberlich still, um zu gegebener Zeit das Spiel von neuem zu beginnen. Es war ihm nicht zu viel, wenn er bis weit nach Mitternacht in seinem Versteck ausharren mußte, vielmehr benützte er die Wartezeit in haushälterischer Weise, um neue Uebeltaten auszuhecken, zu deren Ausführung sich dann nachher bei nachtschlafender Zeit die schönste Gelegenheit fand. Sein Lieblingsscherz bestand darin, daß er die blankgescheuert auf den Stallbänklein stehenden Milchtanfen mit Brunnenwasser füllte, um sie nachher in boshaft berechnender Weise an die verschlossenen Haustüren anzulehnen, worauf dann ein letztes Mal das schwerverpönte Schafgemecker durch die Gassen scholl. Den zur Verteidigung der angegriffenen Dorfehre blindlings aus ihren Häusern Stürzenden aber ergoß sich durch die aufgerissenen Türen als unliebsame Abkühlung der schwere Wasserschwall in Hausgang und Stuben hinein.

Nach solchen ruhelosen Nächten hielt sich Heinrich Lentz gewöhnlich den ganzen folgenden Tag im Bette auf und versicherte der fortwährend keifenden Schwester, daß er seinen Taglohn im Traum verdient habe. Da er seine kleinen Uebeltaten fast immer allein in Szene setzte und dabei bei aller Verwegenheit mit dem für diese Sache gewissermaßen angebornen Scharfsinn zu Werke ging, konnten sich die Gehänselten über die Urheberschaft der schlimmen Streiche nur in Vermutungen ergehen. Und als der Adlerwirt Knell, als der am meisten Geschädigte, einmal mit einer dringlichen Beschwerde persönlich vor die feindliche Ortsbehörde hintrat, prallte seine ganze Beredsamkeit an den aufrichtig verwunderten, ja entrüsteten Gesichtern der Lentzenholzer Magnaten ab. Man wisse von allem nichts, kein Wissen, keine Sünd. Mit diesem Bescheid mußte sich der Knell wohl oder übel zufrieden geben.

Aber auch im Aufbringen von harmlosen und boshaften Witzen zu Ungunsten der Nachbargemeinde stellte Heinrich jederzeit seinen Mann. Die von Kasparshub konnten ihm selbst im Schneider Gerteis, der sich gewissermaßen als ihr Vorkämpfer austat, keinen ebenbürtigen Widerpart entgegenstellen, schon deshalb nicht, weil Heinrich sich die Wahrung des Dorfvorteiles nachgerade zum Lebenszweck gemacht hatte und in zäher Beharrlichkeit Tag und Nacht bei der Sache war. Seine besondere Stärke lag in der unnachahmlichen Gelassenheit, mit der er jeden gegnerischen Hieb hinnahm, in der Art und Weise, wie er bei aller scheinbaren Unbeholfenheit doch immer wieder den Spieß umzukehren wußte. Während er dasaß, als könnte er nicht auf Fünfe zählen, brachte sein krauses Gehirn oft die wunderlichsten Einfälle hervor. Als der Adlerwirt Knell einige Bauern